



# Nachrichtenblatt des Gau Thüringen

# Die Naturfreunde

Internationale Arbeiterwanderer

4. Jahrgang

Oktober/Dezember 1923

Nummer 10, 11, 12

## Vater Rohrauer †

K. P. Hzt.

Unerbittlich sind die Gesetze der Natur. In immerwährender Verjüngung schafft sie neues Leben und führt das, was Erfüllung fand, in ihren Schoß zurück. Sie rief auch Alois Rohrauer, ihren treuesten und besten Sohn, zu sich, damit er Ruhe finde zu langem Schlafe. Ein Nimmermüder und Lastloser, einer der ganz großen Menschen, die ihrer Zeit weit vorausleben, ging mit Rohrauer von uns. Der wenigen Einer, die von sich sagen können: Ich fand Erfüllung! Ich lebe nicht umsonst! Zwei gleich großen, herrlichen Dingen diente er mit seiner Riesenkraft und all seiner Liebe: Dem Befreiungswerte des Proletariats, dem er Wege zu hohem Menschentum wies, und der gewaltigen Schönheit der Natur, in deren Erkennen und Verstehen er uns die Grundlagen unserer Weltanschauung kundtat. Am 7. Dezember, nachmittags 1/3 Uhr, hatte Alois Rohrauer sein reiches Leben abgeschlossen. Noch in der letzten Märznummer unserer Blätter konnten wir mit hoher Freude seinen 80. Geburtstag begehen. Lest dort nach, was wir ihm, dem noch so Müßigen, wünschten. Unser Wunsch, des „Vaters“ Rat noch lange in unserer Arbeit zu hören, sollte nicht in Erfüllung gehen. Fast 81 Jahre wurde unser Abgeschiedener alt. Wenn wir die Blätter in der Geschichte der Arbeiterbewegung wenden, so werden wir auch ein Ruhmesblatt für unsern Vater Rohrauer dort finden. Ueber ein Menschenalter stand er in vorderster Reihe. Er, der durch die Meritale Schule seines Heimatortes gegangen ist, der eine Schulbildung genoss, gegen die unsere Volksschulbildung die reine Hochschule ist, fand die Kraft und eiserne Fähigkeit, in den kargen Stunden seiner Freizeit sein Wissen auszubauen, sein Denken zu schulen, daß er uns Führer und geistiges Vorbild werden konnte. Von Kindesbeinen an lernte er des Lebens harte Nöte kennen. Als Schmiedelehrling trat er in eine Hammerfornie seines Heimatortes ein. Sein Nachlager fand er dort in einer über dem Wasserrade außen am Haus angebauten Bretterhütte, in der er allen Wetterunbilden ausgesetzt war, die im Winter meist von Eis starrie. Aus dieser Eishöhle hieß es dann früh an die heißen Schmiedefeuer treten und den Tag in harter Arbeit fronden. Rohrauers Körper widerstand all diesen Einflüssen und wurde in Feuer und Eis gehärtet. Zweierlei lernte er dort: Das Ankämpfen gegen alles, was unrein und hemmend in sein Leben trat, seine Treue und Standhaftigkeit im Vortriebe und Kampfe. Dann aber vor allem seine herrliche Naturliebe, die er aus der Sprache seines stillen Bergtales schöpfte, die ihn zum Forscher und Bewunderer der Natur werden ließ. Mit ungeheurer Energie entwickelte er diese Einflüsse. Was er unter großen Mühen und Schwierigkeiten in seinen so überaus kargen Freistunden sich erarbeitete, ließ er in sich zur Reife kommen, um es dann als klar und lebendig sprudelnden Quell des herrlichsten Wissens seinen bedrückten Klassengenossen mitzuteilen, denen er neue Wege wies, denen er Führer, Berater und Lehrer wurde. In Oesterreich war Rohrauer in den vordersten Reihen der Arbeiterbewegung tätig. Immer und überall war er am Platze, wann es galt. Wenn aber die lange, aufreibende Woche verauscht war, dann gab es kein Halten, dann schenkte er einen Sonnentag in der Woche sich und den Seinen. Die Berge liebte er über alles und noch als Siebzigjähriger bestieg er den 3660 Meter hohen Großvenediger in den hohen Tauern. Naturgenuss und Naturbetrachtung waren ihm geistige Bedürfnisse. Von den Reichthümern, die A. Rohrauer in seiner Naturliebe fand, klangen bestimmende Teile auf seine Klassengenossen und ihren Weg zum Ziel ab. Auch wir gehen in seinen Spuren und sind glücklich, an seinem Wege, den er als Pionier ging, weiter zu bauen. Wir sehen ihn immer als Wegbereiter und Beispiel vor uns. A. Rohrauer kann uns nicht tot sein. Nein! In heiliger Gefolgschaft am Wege übernehmen wir, jeder einzeln, ein Teil der Arbeit, die er mit gewaltigem Eifer aufbaute, und tragen diese Arbeit vor. Uneigennützig wie er. Im Aufblühen dieser Arbeit wird uns Vater Rohrauer immer lebendiger werden, sein Wirken voranzuleuchten allen, die den Weg zur Menschheitsbefreiung, zum Menschentum gehen wollen. Er soll uns Vorbild und Pfadweiser bleiben.

## Und wieder spreche ich zu Euch!

Denn Ihr standet im furchtbaren Geschehen der Zeit und mußtet mich nützen. Die grauenhaften Auswirkungen des kapitalistischen Systems, Verdrückung und Arbeitslosigkeit dirigieren Euer Dasein und schlagen Euch in die Fesseln narztötesten Elends. Die Not, die Ihr alle schon kanntet, die ja an Eurer Wange schon stand, hob verhundertfacht ihre Geißel und schlug Euch. Und wieder und tiefer noch schlägt der Rampir Kapitalismus seine Klauen in Euer Fleisch, Euch zu schinden und auszulaugen. Alle Güter, die Ihr als heiligste schätzen durftet, raut man Euch und gesellt zu dem Hunger und allem Jammer, in dem Ihr schmachtet, die Sklaverei. Die Stunden der Freizeit, die Euch karg und knapp zugemessen waren, bekneipet man Euch. Denn jene, die heute, in der verrottesten der Zeiten, noch immer die „Herren“ sind, gönnen es Euch nicht, daß Ihr die Zeit zum Aufbau Eures Wissens frei habt. Denn allzu wissend wurdet Ihr schon, als Ihr Euer Elend erkanntet. Nun Ihr gewagt hattet, dagegen anzutreten, Euch menschlichere Zustände zu schaffen, zeigt man Euch, daß die herrlichste dieser Welten noch immer nur für einen kleinsten Teil der Menschheit zum genießen da ist. Zeigt man Euch, daß Ihr nur da seid, jenen ein Schlemmerdasein zu schaffen, zu gewährleisten. So darf es nicht bleiben und Ihr wählt zwischen dem kapitalistischen „Zwang Uri“ und der Freiheit. Wählt die letztere und bereitet ihr den Weg. Baut den Weg, der die Bedrückten befreit, der den Hunger und alles Elend aus der Welt schafft. Bereitet vor die klassenlose Zeit, die nicht Herren und Knechte kennt, die alle ins Wert der Menschlichkeit stellt; die Zeit, in der Fichtes Wort: „Gleich sei alles, was Menschenantlitz trägt“ wahr wird. Arbeitet und feilt an Euch. Jetzt mehr denn je! Denn karger werden die Stunden sein, die Ihr dem Aufbau widmen könnt. Nutzt sie doppelt, hattet alle freien Minuten doppelt heilig.

Immer aber will ich Euch Helfer sein, will am Wege, der Euch aufwärts führt, mit bauen. Sonnenstunden und Stunden ernstern Lernens will ich Euch vermitteln. Denn ich spreche Eure Sprache und Ihr sprecht Eure Gedanken durch mich aus. Nun steht zu mir und stützt mich mit aller Eurer Kraft. Für Euch und Eure, für der Menschheit Zukunft zu wirken ist mein Ziel. Und darum spreche ich zu Euch. Ich, Euer „Nachrichtenblatt“!  
„Weg frei!“

## Wir Alten und die Jungen.

Mein lieber Otto Jahn! Es wird Dir recht sein, wenn ich zu Deinem Aufsatz im Septembrisblatt einiges sage. Ich bin überzeugt davon, daß Du, nachdem Dir die Arbeit gedruckt vorliegt, die Mängel und Widersprüche in ihr erkannt hast. Einige Fehlgedanken wollen wir trotzdem durcharbeiten. Ueberlege: Bezieht die Behauptung, daß zwischen den Jungen und den älteren Genossen eine unüberbrückbare Kluft steht, tatsächlich r i c h t i g zu Unrecht? Wenn sie stimmte, — es wäre furchtbar. Aber Deine Beweisführung hinkt hier und — wir atmen auf. Wie wenig kennst Du die „Älteren“. Aus Deinen Zeilen muß man lesen, daß Du von den Alten sprichst, die in den proletarischen Körperschaften mit Dir in Kontakt stehen. Da Du im Blatte schreibst, schließe ich sogar auf die „älteren Naturfreunde“. Da widerspreche ich für das Verhältnis im Gau ganz entschieden. Oft sind es da gerade die ganz Alten, die Du zeichnest, die noch unterm Sozialistengesetz lebten, bei denen ein tiefes Empfinden für die Jugend durchaus wach ist. Beispiele könnte ich bringen, mit denen ich „Jugendliche“ im Silberhaar gegen „Greise“ und Schlafmützen von 18 Jahren stellen könnte. Beispiele, die oft die Regel sind. Dabei sind die Alten echt und impulsiv bis in den Herzwinkel, wenn sie in der Jugend für die Jugend schaffen können. Und daneben sieht man oft Junge, die in Resignation und Lebensüberdruß machen, die sich als Märtyrer gefallt, obwohl für das Leben bisher kaum allzuhart anfaßte. Hier, bei den Jungen, muß die Korrektur einfließen. Nicht aber bei den Alten. Die sind uns, wie Du weiter unten selbst schreibst, oft leuchtende Beispiele. Ich kenne tatsächlich wenige, die, trotzdem das Leben sie ges schlagen und geschunden hat, daß sie ein Recht zur Märtyrerrolle hätten, seelisch gedrohen wären. Forschle Kampfsituationen und — Freunde der Jugend zählt man nicht wenige unter ihnen. Und dabei war ihnen das Leben in der proletarischen Gemeinschaft, oder auch das Einleben in diese, die im Wer-

den war, nicht so bequem gemacht, wie heute. Schon mir war es, obwohl auch zu meiner Zeit noch keine proletarischen Jugenden bestanden, die mir Förderung bedeutend hätten, leichter als jenen. Stand mir doch schon damals eine reiche proletarische Literatur zur Verfügung, durch die ich mich, leider fast ohne jede Hilfe durch Ältere, Wissende, durchtasten konnte. O! Die Alten hatten viel, viel schwerer. Sie, die Pioniere, hatten das Erwachen zu dirigieren. In alle Dinge mußten sie sich einfühlen, und nach unendlich langer, harter Tagesfron, die oft die sozialen Einrichtungen „Recht und Luft“ noch weniger kannte, als heute, arbeitete man Nächte hindurch in armseligen Wohnhöhlen (nicht möblierten Zimmern) beim Kerzenstumpf, um sich die herrlichen Gedanken zu eigen zu machen, die unsere großen Vorkämpfer prägten. Die Gedanken eines Marx, Engels, Lassalle und der anderen, die uns den Weg wiesen. Man erarbeitete die Ideen, um sie unter Polizeifaut und Bedrückung den Klassengenossen zu bringen, denen man damals den herrlichen Glauben an die „Morgenröte einer neuen Zeit“ brachte. Diese Alten lösten Jüngere ab, die nun heute auch schon die Alten heißen. Eisern fleißig trieb auch diese Generation die Arbeit vor. Da ich mich zu diesem „Mittelalter“ rechnen kann (oder zähle ich mit 37 Jahren zu den „Jüngeren“?), die Arbeit der Alten z. B. kennen lernte und mit frohem Zukunftsblick das Werk der „Jungen“ schaue, habe ich vielleicht ein Recht, die „Kluft“ zu verneinen und die tausend Fäden zu zeigen, die von den Alten zu uns und Euch herüberlaufen und umgekehrt von Euch zu jenen. Unser Denken zeigt auch hier den Weg. Alles fließt, sagt der Weise. Wir wenden dieses Wort auch in unserer Denkweise an: Nichts wird aus sich heraus geschaffen. Auch die Arbeit unserer größten Denker, Erfinder und Genies ist nicht „aus sich“. Jene denken und entwickeln gegebene Werte weiter. Dinge, die schon sind, an denen viele Generationen schaffen konnten, um sie zu der Form zu bringen, an der das Genie dann weiter baute bis zur scheinbaren Vollendung. Denn scheinbar nur ist die Vollendung, weil eben immer wieder ein späteres Genie, ein Jüngerer, kommt, um auch das für unsere Zeit Vollendete weiter zu entwickeln. Alles fließt. — Und dieses Fließen zeigt sich auch in unseren gesellschaftlichen Erscheinungen, in denen Ihr zur Zeit die „Jungen“ seid. Ihr baut weiter, was wir weiter entwickeln durften. Und nach Euch werden „Jüngere“ kommen, die Euer Geschaffenes vortreiben und Euch schwerfällig und verknöchert nennen, weil Ihr noch mit einem Bein im Vortrieb „Eurer“ Zeit steht, die durch Neues abgelöst wird. Findest Du nun die Fäden, die tausendfältige Verbindung bedeuten, oder, ist's Kluft? Und siehe, auch die Alten kamen über die Bedürfnislosigkeit hinweg. Sie wuchsen durch uns, denen sie Unzufriedenheit lehrten und die Wege für die heutige Anschauung und Lebenshaltung ebneten, über ihre Zeit hinweg. Wir sollen ihnen nun nicht den Kontakt abbrechen, sondern dankbar das Rüstzeug, das sie uns auf den Weg gaben, weiterbauen. So weiterbauen, daß es den kommenden „Jüngeren“ Sporn und Antrieb zur Arbeit ist. Und nun komme ich zu dem, was Du im zweiten Teil Deines Aufsatzes mit recht schönen Gedanken belegst, worin ich Dich freudig als Schaffenden erkenne. Für alles, was uns durch Generationen her anerzogen und verinnerlicht wurde, tragen wir nur insoweit die Verantwortung, als wir es nicht weiterentwickelten. Für das aber, was wir bauen und werken im Vortrieb der Arbeit an uns selbst, wie der Arbeit für die Klasse, tragen wir voll die Verantwortung. Was wir den „Jüngeren“ geben, muß Nützung weisend und wert sein ausgebaut zu werden. Das gute wie das böse Samen Korn, die wir säen, werden nach Generationen erst recht keimen, sich lohnen, oder, was schlimm wäre, rächen. Alles Gegebene muß also genossen, dann gewagt werden, damit wir bewußt das Beste geben. Und gerade die Jugend kann unendlich viel fördern. Diegarn, aufnahmefähig und kraftstark hält sie alle Faktoren zum Werk in Händen. Sie zu bilden, zu entwickeln ist heutige Pflicht der Jugend. Sie soll den Weg klar und rein erstellen, den ihre Zeit erfordert. Soll fortrigieren und feilen, daß die Späteren zukunftsfroh weitergehen können. Jugend birgt auch die Gefahren der Verbildung in sich. Ihr bringt ungenühtes, bestes Baumaterial. Werbaut es gut, denn leicht ist es verborben, verfault. Arbeitet in jene jungen Klassengenossen hinein, die den Fernweg der flachen Genüsse, der Spielfreizeit und Nachschmug bürgerlicher Ansitten gehen. Rettet jene vor dem harten Urteil der Kommenden: Daß sie Wahnhafte, bürgerlich-verrotteter Ansichten gewesen seien. Kritisiert sie und zeigt ihnen den Aufstiegsweg, in dem sie ein kleines Steinchen und

damit Träger des neuen Gesellschaftsaufbaues sein können. Zwingt sie zur Selbstkritik, zur Klärung ihrer Anschauungen. Erzieht nicht die Aelteren; auch dann nicht, wenn sie „noch nicht selbst“ dahin gekommen sind, den Weg gemeinsam mit der Jugend zu gehen.

Alle Arbeit der Alten und Jungen der Jugend. Tat und praktisches Beispiel müssen obliegen und dort, wo sie vernachlässigt werden, die Märrer der Scham ins Antlitz treiben. Allen sowohl, wie auch Jungen. Glaube mir, der Zauberband der Jugend lebt in vielen Alten und alle sehen die Welt von der höchsten Warte, nämlich dem der Latarbeit für eine zukunftsfrohe, neue Gesellschaft. Zukunftsglaube ist Jugendglaube. Ich glaube an die Zukunft, wenn ich Kindheit erlebe, wie Dich. Und die Hoffnung macht mich froh, auch mit Dir vereint weiter zu bauen am Wege. Und darauf meine Hand, daß Dein Schlußsatz zu Recht kommt: Das Wort nur, das die Tat auslöst, hat Berechtigung! Dein alter A. P. Hjr.

## Sonne.

Gerrit Engelte.

Allmächtig prächtig Glutgestirn,  
Uebervältigend empowirbelnd, aufdonnernd vor Licht über  
Wolkenfirn

In flutblau schäumende Himmelshallen,  
Die aus Unendlichem ewig herniederfallen:  
Und dir sind: Waldmeere, der Flüsse Geäder, Felsballen,  
Und der grenzenlos hindunstende Tag  
Von Anfang zu Anfang.

Erster Tag der Farnwälder und Saurier: ersten Blutes, Pulses  
Schlag,  
Da aus der Mutter gewölbtem Leib ein Kind den Erdenodem  
trank!

Oh! wie da aus aller Runde orgelnd: Leben! Leben! sang —  
Mächtig aufschauerten die Vaterstimmen der Fluten dem Ge-  
bärten,

Die grauen Ur-Steingebirge schauerten in ihren Wärten,  
Und Blüten, Blüten fielen tausendfroh aus Blumenhainen  
Und ein Endlich Fallen und erhaben Weinen. — — —  
Und regten sich tief unter deinem Feuerangeficht:  
Der Heerscharen Gewimmel, Aufzehr und Kampfgericht,  
Gelage bei Leichen, Sturzwassernot, Meucheltod —  
Schwarzqualmender Städtetod, wild und funkenrot, —  
Von Haß, vom Leid zerpflegtes und zerfleischtes Land. — —  
Und wieder bricht dein Feuerknäuel durch Nacht und Wetter-  
wand:

Esst da: London! Tower-Bridge, Dom, Westminster,  
Palastfronten von grauem Nebel triefend, morgenfinster —  
Auf einmal: brennend, auflobernd, Türme glühen,  
Park, Alcestragen, Fußgänger, Volk, Volk sprühen,  
Aufquirlend, fangerissen im gleißenden Mittagsgold!  
Und Wagen-Strom schiebt, knattert unendlich — rollt, rollt —  
Und wieder steht: Berlin! Häuferviertel, Warenhausblöcke,  
Straßen-Neze, Kaufmannschaft, Damen, Uniformröde,  
Paraben-Märsche, Lärm von Autos, Omnibussen, Säulen  
Im Reichstagsgebäude, Museen, Bahnhöfe, Denksäulen —  
Und abermals! Da: Peking! Papierlaternen um Pagoden,  
Sonn-Musik, Zithergeklimper; gelbe, blumige Seidenmoden  
Der jierlich trivielnden Frauen und Holzschuhgeklöpf —  
Rassig magere Pulis, Mandarinen mit Schirm und Zopf  
Buschen vor Konfutses Tempel, dastehend aus Teak, Glasur-  
ziegeln.

Und fern: Pei-Ho! Jangtse-kiang! Fließender Spiegel:  
Darin: Dschunken mit Mattensegeln, Haus- und Blumen-  
beete,

Von flukspiraten erstochene, rundbäuchige, treibende Lote. —  
Und endlich: gigantisch, ohnmächtig: Newyork!  
Rauch. — Rauch — Ahnung von Arbeit, Losen und Grenz-  
lösen

Ueber fensterquadrirten Steinbergen, Hauskathedralen,  
Beton-Türmen, Kuppeln, Menschheit-Arsenale —  
Weit wachende Avenuen, Squares; Würfelerschnittgefüge —  
Aelternd: elektrische Untergünde und Hochbahnzüge —  
Mächtig: brandend, blendend gewaltig Licht über Licht!  
Unten: anbrechend die Nachmittagsdämmerung:

Gesang, Geklirr, Sirenen-Schreien, zischender Dampf, Ge-  
hämmer,  
Dean-Nischen, Mammut-Schiffe wühlen aus dem Dunst-  
dämmer,

Rhode-Inland-Dampfer, Hudson-Pinassen an Mole und Pier:  
Ständliche Schlacht, Lebenseroberung, Gold-Wut, Brot-Gier.

Darüber, bogenspringend, tragend Bahnen, Männer, ohne  
Lüde:

Fein schütternde, kilometerlange Brovfliner Hängebrücke!  
Alles, alles: brausend, stoßend in tausendfach spielendem Licht,  
Das aus Eisensäulen Wolkenkronen bricht!

Allmächtig, prächtig Glutgestirn,  
Empowirbelnd, aufdonnernd vor Helle über Wolkenfirn:  
Es ist kein Tag, der nicht von dir zerglüht, versengt, erleuchtet  
In Meere, Prärien, Städte sich abendmilde, leblos neigt  
und schweigt.

Und keine Sterne — Nacht, die sich in blindem Durste schnell  
verblüht,  
Bis wieder Morgen! Morgen! Wolken, Wellen Menschen-  
häupter übersprüht.

Du Glutgestirn, flammensauberer Blick und Auge ungeheuer:  
Du hältst, unwärmst und brennst mit deiner Güte Feuer:  
Gewölk, Getier, Gezeiten, Menschheit aller Zonen,  
Erdeniederfingend, himmelüberschwingende in Aeonen,  
Aequator, Pol — Europa und auch Asien?

O, unser aller, meine deine lebensheißige Welt  
Von unaufhörlich gutem, ewig großem Tage überhellt,

Von Sonne! Sonne, Sonne!

## Wertarbeit der Mädchen.

Else Herrmann,  
Halle.

Gerade jetzt in der hastenden jagenden Zeit, wo Wert und  
Unwert der Dinge so gar nicht mehr beachtet werden, habe ich  
oft dran denken müssen. — Wir arbeiten uns doch meist in  
unseren freien Stunden allerlei Sachen, ohne uns um den  
eigentlichen Wert der Arbeit zu kümmern. Jede müßte sich  
dabei vor Augen halten: Nichts Wertloses machen, nichts  
schaffen, was nicht ein guter Freund werden kann für seinen  
Besitzer. Ein Beispiel möchte ich anführen: Ein Kleid, das  
sich nicht auf den Anforderungen des Körpers aufbaut, ist wie  
das Kunstgewerbe, das nicht dem Handwerk entwachsen ist,  
ist wie eine Blumenwase, die nur sich selber schmückt und nie-  
mals Blumen aufnehmen kann — alles überflüssige, ent-  
stellende, verschwundene Sachen. Die Uebereinstimmung von  
Stoff und Zweck ist das Wertvolle und Schöne und zugleich  
Wirtschaftlichkeit im weitesten Sinne. Wir sollten uns viel-  
mehr mit dem Handwerk beschäftigen, auch wenn wir nicht  
Gelegenheit haben, es als Beruf zu betreiben; der praktische,  
aber auch der innere Wert solcher Arbeiten wird höher sein,  
als er in bruchweisem Buchwissen liegt. — In vorbildlicher  
Weise wirken in diesem Sinne die Gewerbeschulen (deren Be-  
such in den Abendstunden jeder möglich ist). Diese haben  
schon viel dazu beigetragen, um das Verständnis für die  
Schönheit und den Nutzen der Wertarbeit zu wecken. Sie  
wollen begreifen lernen, daß der Wille zum Schmuck erst aus  
dem Zweckmäßigen herauswachsen kann. Es ist nicht Ver-  
schwendung, Freude zu haben an schönem Stoff, Farb- und  
Schmuck, denn der Wert jedes schönen Dinges ist viel größer  
als der eines häßlichen. Es ist aber Verschwendung, einen  
schönen Stoff nicht zu verstehen und ihn durch Ueberladung  
tot zu schlagen. So geschulte Mädchen werden dann nicht  
mehr völlig abhängig fremden Einflüssen gegenüberstehen und  
wahllos alles annehmen und nachahmen. Nur in selbstän-  
digem Empfinden ist ein Ablehnen gegen das Unnatürliche  
und Wertlose möglich.

## Proletarier sein.

Dr. Gustav Hoffmann.

Im alten Athen bestand ein Gesetz, das jeden zwang, bei  
einem Aufstande Partei zu nehmen. Man wollte Klarheit,  
Ehrlichkeit, Offenheit. Für oder wider. Keine Unzuverlässigen,  
Lauen, Halben, auf die kein Verlaß war. Neu oder alt.  
Ein weiteres gab es nicht.

Auch im Heute sollte es eigentlich kein anderes geben als  
neu oder alt. Am Alten hängen, am Seienden oder zu  
Neuem streben. Das heißt mit anderen Worten: Für oder  
gegen den Kapitalismus sein.

Aber wieviel Träge und Laue gibt es da heute noch, Leute,  
die zufrieden sind, weil sie ihren Lohn haben, ihr Schweine  
im Stalle und ihren Garten daneben und weil ihrer an-  
spruchlosen Seele das genügt. Daß andere noch leiden,  
wissen sie nicht. Daß Leben überhaupt eigentlich mehr ist  
als Magenbefriedigung, ahnen sie nur dumpf.

Es gilt, diese schweren Seelen aus dem Schlafe zu wecken.  
Sie sind das Blei, das dem drängenden Proletariat an den

Herken hängt. Diese Lauen, die sich Proletarier nennen, ohne es zu sein. Denn Proletarier sein heißt: Kämpfer sein. Das soll auf ewig des Proletariats historische Bedeutung bleiben, daß es in diesem Beginn der neuen Weltperiode der Kämpfer war.

Und darum heran an diese Trägen, auch wenn sie äußerlich schon in den eigenen Reihen sind. Großes ward stets nur, wenn eine begeisterte Seele es erstrebte. Nur Begeisterung für unser Ziel hat Siegerkraft.

Begeisterung ist aber nicht möglich, wenn der volle Magen das Ideal bedeutet. Begeisterung kann nur sein, wenn Geist das Ziel ist. Und das ist unser Ziel. Du sollst Mensch sein! Das ist der Gedanke unseres Kampfes. Du sollst frei sein! Frei soll dein Geist blühen und frei auch deine Seele. Persönlichkeit sollst du sein, Persönlichkeit in einer freien Bruderwelt. Und dieses höchste Ziel wird nur errungen, wenn jeder Proletarier Proletarier, das heißt Kämpfer ist.

## Der Wintersturm.

Mag Barthel

Der Wintersturm heult sehr an meine Zelle.  
Er kemmt aus Wäldern voller Eis und Schnee.  
Mein Herz schlägt laut. An seiner Schwelle  
Friert unehörtes Weh.

In Schwärmen fliegen waldwärts heim die Raben  
Mit müdem Schrei und schwerem Flügelschlag.  
Ein Tag dahin. Verschüttet und begraben.  
Ein Mensch verflammt so wie der Tag.

Vom bleichen Horizont verzuht ein Schimmer  
In mein Gemach. Du spürst ihn kaum.  
Der Sturm stöhnt auf und sein Gewimmer  
Schmerzt und verfolgt mich noch im Traum.

Das arme Herz zerschlägt mir noch die Kehle.  
Im morschen Holz bohrt Wurm an Wurm.  
Auch im Gefängnis meiner Seele  
Ist Nacht und Sturm.

## Der Gefangene im Frühling.

Mag Barthel.

Der Gefangene im Frühling.  
Über der Frühling schlägt an den Kerker,  
Und die Pfirsichbäume blühen in seine Zelle...

Eine Hoffstunde lang gehst du im Kreis deiner Genossen,  
Und wie die Bäume im Mai bricht auch dein Herz auf,  
Und in den Kronen und Wipfeln deiner unbändigen Sehnsucht

Rufen die Amseln deiner Gedanken.  
Wind ist dir brüderlich zugetan,  
Und der Gänseblümchen unschuldige Sterne  
Lächeln dich an, du Eingekerkelter.

Eine Hoffstunde lang stehst du im Licht,  
Wie die weiße Kapelle auf jenem Hügel,  
Und bist voll trunkenem Sturm wie ihre Orgel,  
Wenn der Meister sie meistert.

Eine Hoffstunde lang schluchzendes Gras der Wiesen!  
Eine Hoffstunde lang blauversunkene Wälder!  
Eine Hoffstunde lang herber Geruch der Erde!  
Eine Hoffstunde lang silberumfunkelter Flug  
Seliger Wolken...

Und du stehst, ein Sebastian, nackt und gefesselt,  
Am Schandbaum der Zeit.  
Es saufen die Pfeile.

Über der Frühling schlägt an den Kerker,  
Und du lächelst ins Licht, o Geliebter.

Immer das Kommende sinnet der Mensch; in die herbsteille  
Stoppel.

Kaum von den Lehren noch leer, senkt er den Pflug für  
die Saat.

Daß er geerntet und daß er zu ernten erhofft, es ver-  
knüpft ihm

Morgen und Abend, und so schwindet der Mittag ihm hin.  
W. Jensen.

## Streifzüge durch das Osnabrücker Land.

1. Durch die Dämmer Berge am Dämmersee.  
Ein Sonnabendnachmittag war es, als uns die Bahn von Osnabrück nach Norden entführte. Bei der Haltestelle Hesepe verließen wir den Zug, um nun in östlicher Richtung unsern Weg weiter zu verfolgen. Vor uns wünte schon der Turm des kleinen Ortes Malgarten. Hier und da ertönte Sensendengeln, fiel unter den wuchtigen Hieben des Schnitters das fetts Gras, welches zu beiden Seiten der Straße die Wiesen einsäumte. Bald hätten wir die hohe und tiefe Hase überquert und Malgarten erreicht. Am rechten Ufer der hohen Hase zogen wir nun dahin. Vor uns rechte sich das spitze Kirchturm von Nieke in die Höhe. Bei einbrechender Dämmerung kamen wir durch Klein- und Großmittelfeldort. Dann nahm uns ein Sandweg auf. Ueber die Strichwiesen kamen wir nun zum Bahndamm der Straße Osnabrück-Delmenhorst. Vor uns schimmerten die Lichter von Neuenkirchen in Oldenburg, unserm heutigen Ziel.

Am andern Morgen ging es durch den saubern Ort den Dämmer Bergen entgegen. Großes Wandern im stillen Wald! Vergaß führte unser Weg. Bald nahmen uns Schonungen auf, dann war es wieder Hochwald, der unser Auge erfreute. Ein stiller Weiher lag am Wege. Dann bauten sich vor uns Häuser und Ställe auf, der uralte Hof Wahlbel. Bei diesem freundlichen Besitzer erhielten wir Gastfreundschaft, und prächtig mundete uns das vorgefetzte Schwarzbrot und die mit goldgelber Butter befrischene Bauernstuten. Nach frohem Abschied zogen wir weiter über den uralten Hof Harbinghaus. Dann schlang wieder der Wald seinen grünen Mantel um uns. Von einer Anhöhe aus hatten wir einen hübschen Blick auf den Dämmer und die ihm vorgelagerten Moore. Im Walde fanden wir prachtvolle Steimpilze. Ringsum aufgewühlter Boden zeigte uns das Vorhandensein von zahlreichen Wildschweinen an. Nach längerem Wandern lichtete sich der Wald und vor uns bauten sich Häuser auf. Wir waren in Damme angelangt. Hübsche Wanderungen lassen sich von dem kleinen oldenburgischen Städtchen in die nördlich gelegene „Oldenburger Schweiz“ und in die südlich gelegenen Moore machen. Nördlich von Damme ist es die alte Gauburg des Derfagaues, während es südlich die Stierhauser Schanzen am Rande des Großen Moores sind, die ein Hauptinteresse der Wanderer auf sich ziehen.

Von Damme aus führte uns die Straße über Osterdamme weiter nach Oldorf. Uralte niedersächsische Bauernhöfe mit Strohdach und Pferdeköpfen säumten die Straße ein. Das Eigentümliche, was uns an ihnen auffiel, war das Fehlen eines Gornsteins, ein Zeichen ihres bedeutenden Alters. Der Rauch zieht durch die Türöffnungen der Diele ab. Diese alten Bauten trifft man hierzulande noch viel an. Von Oldorf zieht die Straße über Dümmerlohshausen um die Nordseite des Dümmer her. Zur Rechten der Straße tauchte wiederholt hinter Schilf und Binsen der blinkende Wasserpiegel des Dümmer auf. Bei Lembruch hatten wir sein Ufer erreicht.

Dieser von der Hunte durchflossene Landsee ist etwa 5 Kilometer lang und 3,5 Kilometer breit und nächst dem Steinhuder Meer der zweitgrößte in Hannover. Seine flachen Ufer bilden den Lummelplatz von Wasser- und Sumpfvögeln, Kiebitze, Rohrdommeln, Störche, Reiher, Möven und wilde Enten haben sich hier eingenistet.

Im Südoften des Dümmer taucht hinter Lemförde unvermittelt aus dem norddeutschen Tiefland der Stemweder Berg, ein angeschwemmtes Kreidegebilde, auf. Er hat seinen Namen von dem unliegenden Gebiet der ehemaligen Freigravatschaft Stemwede. Sie wird 1188 urkundlich zuerst erwähnt und umfaßte als Teil des alten Gauces Libbecki (Libbecke) die Kirchspiele Nahden, Levern, Weshdem und Dielingen an der Südseite, und die Orte Siemshorn, Quernheim, Broctum, Lemförde und Burlage im Norden des Berges. Quer über den mit prächtigen Tannen- und Laubwäldungen bedeckten Höhenzug verläuft von Nordosten nach Südwesten die ehemalige Grenze zwischen Hannover und Preußen.

Gegenüber Lembruch liegt an der Südseite des Sees Hüde. Malerisch sind die strohgedeckten Hütten mit ihren als Giebelstümmel dienenden, übereinanderragenden Pferdeköpfen am Strande hingelagert. Davor sind die Netze der Fischer zum Trocknen ausgepannt. Glühende Sonnenhitze lagerte über dem See, auf dem hier und da Fischerboote mit ihren weißen Segeln kreuzten.

In den bemerkenswertesten Naturdenkmälern aus dem frühesten Alluvium gehören die Säugetierreste, die durch die Nebe der Fische aus dem See zutage gefördert wurden. So sind zum Beispiel Reste von heute größtenteils in Deutschland ausgestorbene Tieren, wie: Biber, Eichelhirsch, Brauner Bär, Elch, Mäntier, Lueroch, Lorchhund und Lorchkuh, aufgefunden worden.

Die Entstehung des Dümmersees ist mit folgender Sage verknüpft: Als Wittelind bei Damme von Karl dem Großen geschlagen worden war, flüchtete er mit seinen Kriegern in einen großen Wald, der an der Stelle des jetzigen Sees stand. Die Franken steckten den Wald aber an, in dem nun die meisten Sachsen umkamen. Da der Boden aus Moor bestand, so brannte dieses, so tief es reichte, ganz aus. Die so entstandene Vertiefung wurde dann von der Hunte mit Wasser ausgefüllt. Da die Vernichtung der Sachsen in der Johannisnacht erfolgte, soll seitdem der See alljährlich in derselben Nacht ein christliches Menschenkind als Sühne fordern.

In den kaiserlichen Urkunden der Jahre 804 und 965 wird er zuerst unter den Grenzmarken des Forst- und Wildbanners, das der Osnabrücker Kirche zugewiesen war, aufgeführt. Im 12. und 13. Jahrhundert ließen sich am Ostufer des Sees friesische Kolonisten nieder, die beim Bau der Burg Diepholz geholfen hatten. Dafür wurde ihnen die Trockenlegung der ausgebehten Sümpfe am Dümmer erlaubt, das so gewonnene Neuland durften sie als erbliches Eigentum behalten. Die teils älteren, teils von ihnen neugegründeten Dörfer, Hüde, Marl, Sandbrint, Burlage, Lembruch schlossen sie zu einem Ganzen zusammen, das sie die Comitia Wischfrisonum oder die Grafschaft der Wiesenfriesen nannten.

Von Hüde aus wanderten wir nach Lemförde, von wo uns der Zug nach Hause brachte.

## 2. Auf dem Gabelin!

In nördlicher Richtung führte uns der frühe Morgen aus den Toren Osnabrücks. Durch wogende Felder ging es über den Wellerberg nach Barentsch. Bald nahm uns Buchenwald auf. Freundliche Ziegeldächer leuchteten aus dem Grün. Sie sind die Vorboten des Gutes Leye. Nach kurzer Wanderung war Wersen, ein Dorf, erreicht.

Zwischen Wersen und Westerkappeln, eine der ältesten Tochterkapellen der Domkirche zu Osnabrück, durchschneidet die Landstraße eine niedrige, meistens mit Kiefern und Heide bedeckte Anhöhe, den Gabelin. Er sowohl als auch das sich nördlich anschließende Haler Feld, waren seit dem 11. Jahrhundert als Grenzgebiet zwischen Osnabrück und Tecklenburg Schauplatz zahlreicher Kämpfe. Wenig für die Kultur geeignet, hat dieser Umstand dazu beigetragen, daß sich hier noch zahlreiche Steindenkmäler aus der Heidenzeit gut erhalten vorfinden. Braune Heide, dunkle Tannenvaldungen verleihen der Landschaft einen düsteren Anstrich, der noch durch die alten heidnischen Gräber bedeutend verstärkt wird. In dieser Einsamkeit begegnet man nur selten einem menschlichen Wesen. Nur Waldestrauschen und einzelne Vogelstimmen durchbricht die tiefe Stille. Das Summen der Insekten wirkt wie eine einschlafende Melodie und läßt uns von jenen Tagen träumen, da feindliche Kriegsscharen mit Geräusch hier aufeinanderstießen.

Wir verlassen nun die Landstraße, um einen seitlichen Weg einzuschlagen, der uns zu den Sloopsteinen brachte. Bewunderung drückt sich in den Mienen des stummen Zuschauers aus, wenn er dieses mächtige Steindenkmal, welches sich der Umgebung stimmungsvoll anpaßt, zum ersten Male erblickt. Jahrtausende sind an dieser uralten Gräberstätte spurlos vorübergegangen, sie hat dem Zahn der Zeit wacker standgehalten.

Auf einer Doppelreihe von 22 sich paarweise gegenüberliegenden Trägersteinen ruhen vier kolossale Decksteine, während ein fünfter zwischen ersteren liegt. Der äußere Steinreih wird durch 25, zum Teil ziemlich großen Granitblöcke gebildet.

Unter diesem großen Grabmale soll einer bekannten Sage nach der Sachsenherzog Wittelind im goldenen Sarge ruhen. Seitdem liegt über den Sloop- oder Schlafsteinen ein unburchgänglicher Zauber. Und wenn dann die Nacht mit ihren dunklen Fittichen gekommen ist, dann sollen sie erglänzen und zu Ehren Wittelinds gleich Niesensackeln über die Heide leuchten.

Auch am Westabhange treffen wir noch mehrere Hügel-erdgräber und Flacherdgräber aus der der Steinzeit nach-

folgenden Bronze- und Eisenzeit an, wie überhaupt die ganze Umgebung des Gabelins als ein ausgedehntes heidnisches Gräberfeld anzusehen ist.

Wo nördlich der Gabelin in eine mit Kiefernbestand bedeckte Heidefläche übergeht, schließt sich das Haler Feld an. Stundeweit zieht es sich bis zur Laerberger Egge hin, im Osten vom Hasetal, im Westen von den Fluren des Dorfes Seeste begrenzt. Zahlreiche alte Heidewege führen den Wanderer in völliger Weltabgeschlossenheit in nördlicher Richtung durch das ganze Gebiet. Auch hier finden sich wieder zahlreiche heidnische Erdgräber vor.

Dieses Feld war der Schauplatz zweier blutiger Schlachten im Mittelalter. Im Jahre 1180 fand hier ein Treffen zwischen den Heeren des Welfenherzogs Heinrich des Löwen und seinem bisherigen Bundesgenossen Grafen Simon von Tecklenburg statt, der auf die Seite der Stibellinen übertreten war. Letzterer wurde nach heftigem Kampf auf dem Gabelin und bei Halen besiegt und geriet in Gefangenschaft. Die Gefallenen wurden der Sage nach in den Grabhügeln des Gabelin bestattet und das Gelände selbst erhielt von jenem Ereignis seinen Namen.

Die zweite Schlacht spielte sich 1308 im südlichen Teile des Haler Feldes, am Ufer der Hase bei Halen, ab, in der sich als Gegner die Bischöfe von Osnabrück und Münster gegenüberstanden. Letzterer wurde nach tapferer Gegenwehr von den Osnabrückern, die zünftweise in den Kampf gezogen waren, geschlagen. Aber aus der Osnabrücker Bischof wurde im Kampf mit dem feindlichen Heerführer von dem eigenen Diener, der ihm helfen wollte, getötet. In einem alten Neimchronik der Osnabrücker Bischöfe heißt es darüber:

Vom oßenbrugge de borgere  
Daer vochten ritterlphen zere,  
Dat en er bloet ut den Helmen brand;  
Noch solen se des haben Dand.

Von den Sloopsteinen führte uns nun der Weg weiter durch summennden Wald Halen entgegen. An einem idyllisch gelegenen Bauernhof wurde Rast gehalten, ehe wir Halen auf einem der Heidewege erreichten. Hier wurde im Stiefkanal, der Osnabrück mit dem Dortmund-Ems-Kanal verbindet, ein erfrischendes Bad genommen. Auch hatten wir Gelegenheit zuzusehen, wie ein Kohlenprahm nebst Schleppe durch die Schleuse gelassen wurde. Von hier aus führte uns dann der Weg auf dem Leinpfade des Kanals weiter nach Osnabrück und damit in das Joß der Arbeit zurück.

## 3. Auf dem Giersfeld und im Geln.

... Giersfeld, heilig Gefild! Zu dir nun schweiften die Sinne.  
Reich an feinemeren Kreisen, auf welchen die Sage sich lagert --  
Zahllose Blöcke Granits sind übereinander geschichtet  
Mit herkulischer Kraft: es ruhet auf zweien der dritte.  
Mistfach wieder erneut, erstreckt von Osten nach Westen  
Sich der gigantische Bau auf künstlich geschaukelten Hügeln.  
Hier einst brannien die Feuer und zuckten den Göttern die Opfer,  
In den Rinnen des Steins floß rasch das dampfende Blut ab,  
Feierlich teilte die Sprizen der Priester in langer Gewandung  
Stärker nach rechts und links, ein gänstlich die Götter.  
Nichts sich lagerndem Welt und es folgt dem Mahl die Beratung.  
Hier auch grub man am End' in Mitte der heiligen Kreise,  
Dankbar in Krügen von Ton der Helden gesammelt Ge-  
[lein ein.

(Hermann Hartmann, Altkentug.)

Das Giersfeld, eine mit Kiefernwald und Heide bedeckte Anhöhe, liegt zwischen den Dörfern Thiene und Westerkapellen und bildet mit seinen Hünen- und Hügelgräbern einen heidnischen Friedhof aus vorchristlicher Zeit. An seiner Nord- und Westseite ist das Giersfeld von einem Kranz uralter Bauernhöfe umgeben, deren Entstehung in der sonst unbewohnten Gegend weit, weit in die vorchristliche Zeit zurückreicht. Die Ungeeignetheit des Geländes — nur an seinen Abhängen wird es bebaut — für Bodenkultur hat es vermocht, daß sich hier eine Anzahl heidnischer Gräber, vor allem mächtige Steingräber, erhalten haben, die jetzt unter staatlichen Schutz gestellt sind.

Die südliche Grenze des Giersfeldes bildet der sogenannte Kirchweg Alshausen—Thiene—Merzen. Ihn benutzten wir von Alshausen aus, wohin uns der Zug von Osnabrück gebracht hatte. Junge Birken in ihrem ersten Grün erfreuten unser Auge. Dann nahm uns stämmiger Kiefernwald auf. Welch eine Wonne in dieser Einsamkeit, nur von feierlichem Waldestrauschen unterbrochen! Vor uns sprang ein

Eichhörchen über den Weg, hurtig einen Stamm erkletternd. So geborgen, guckte es uns vorwichtig mit seinen klugen Augen an. Ganz in der Nähe ertönte das fleißige Hämmern eines Spachtes. In der Ferne ließ ein Ruckuck seinen Ruf erschallen. Dann lüthete sich der Wald und ging in Heide über. Braun und tot lag sie da: erst im Hochsommer zieht sie ihr Hochzeitskleid an, dann schimmert sie meilenweit in ihrer rosenroten Pracht. Mächtige Wachholder reckten sich in die Höhe. Dann tat sich der Wald auf. Umgestürzte Baumleichen versperrten den Weg und erzählten ihr trauriges Klageklieb vom Wüten des letzten Wintersturms.

Au einem Nebenweg tauchten zwei mächtige Erdbvertiefungen auf, die sogenannten Alkenkühlen. Der Sage nach soll an ihrer Stelle einst ein Gasthaus gestanden haben, in dem die Bewohner der östlicher gelegenen Dörfer Thiene und Alshausen auf ihrem Wege zur Kirche in Merzen gern eingelehrt seien. Der Wirt habe aber oft seine Gäste über die Zeit zurückgehalten, so daß sie zum Gottesdienst verspätet oder gar nicht eintrafen. Zur Strafe sei der Krug mit den entfernter stehenden Hofgebäuden und sämtlichen Bewohnern von der Erde verschlungen worden. Seitdem soll in der größeren Kuhle ein Erdgeist, zu den Alken gehörend, die Lactius zu den ostgermanischen Gottheiten zählt, sein Wesen getrieben haben. Alle, die ihn necken, soll er zu sich in die Tiefe gezogen oder in Gestalt eines glühenden Rades verfolgt haben.

Einst habe der Besitzer des benachbarten Hofes Grumfeld sich erboten, dem Dämon Troß zu bieten. In einer mond hellen Nacht sei er an den Rand der Grube geritten und habe, als die Merzener Kirchenglocke über die stille Heide hinweg Mitternacht verkündete, gerufen: „Alte kumm rut!“ Dann habe er dem Pferde die Sporen gegeben, so daß es in rasender Eile dem wohlbekannten Weg zum Hofe zurückgestürzt sei. Bald aber habe der Reiter das glühende Rad hinter sich gesehen, welches immer näher kam. Mit letzter Kraft sei das Pferd über die Schwalle der Hofstür gesetzt und auf der schützenden Hausdiele tot zusammengesunken. Das verfolgende Rad sei gegen den Türpfosten gerannt und noch lange nachher sei dieser von dem Anprall schwarz verkohlt gewesen.

In Wirklichkeit handelt es sich um zwei Erdfälle, die dann, wie bei ähnlichen dem Volke rätselhaften Naturerscheinungen, sagenhaft gedeutet wurden. Noch heute wirkt das Bild der mächtigen Erdsenkungen inmitten schweigenden Lannenwaldes und dem Sagenschleier, der sich über das auf ihr lastende Geheimnis ausgebreitet hat, wie Märchenzauber.

Etwas bergauf führte uns nun der Sandweg über braunes Heidefeld. Auf einer Anhöhe zur Rechten, rings von Kiefern umgeben, grüßt uns das erste Hünengrab des Giersfeldes. Einige Minuten Weg noch und vor uns taucht der uralte Hof Grumfeld auf. Die Mehrzahl der Hünengräber (im ganzen zählt man 9 Stück, von denen 6 ziemlich gut erhalten, die andern leider vollständig zerstört sind), liegen am Wege von Hof Grumfeld nach Westerholte.

Das bedeutendste Hünengrab des Giersfeldes liegt im Kiefernwald gegenüber dem folgenden Kotten (Thale). Stauend steht der Wanderer vor solchen seltsamen Steinbauten. Einzige Zeugen vorzeitlicher Geschlechter. Von welchem Volke sie errichtet sein mögen, ob es Kelten oder Germanen waren, wer vermag es zu sagen? Hünengräber oder Sloopssteind (Schlaffsteine) werden sie genannt und kennzeichnen sie als Grabstätten mächtiger Heidenfürsten oder angesehener Stammeshauptlinge. Diese Hünenbetten treten als Einzelkammern oder Reihengräber auf. Die Einzelkammern bestehen aus feillichen Trägern, das sind senkrecht in die Erde gerammte Steinblöcke mit meist flacher Innenseite. Auf ihnen ruhen nach Art eines flachen Daches die mächtigen, oft tafelförmigen Decksteine, welche oft 400--500 Zentner wiegen. Mehrere in gerader Linie und meist immer gleicher Hauptrichtung (Osten--Westen) aneinandergereihte Einzelkammern bilden ein Reihengrab, die im Denabrücker Lande vorherrschende Form. Die letzte Kammer nach Osten und Westen endet häufig in einem Schluffstein. Zuweilen finden sich an der Südseite dieser Steingräber besondere Eingangsteine. Sie bestehen aus einigen zur Längsrichtung des Grabes, in deren Mittellinie senkrecht aufgestellten Trägerpaaren mit daraufsitzenden kleineren Decksteinen. Größere Denkmäler sind oft noch von einem äußeren Steinringe umgeben, die dieselben gleichermaßen wie ein Heiligtum gegen die Außenwelt abschließen. In den Kammern wurden ursprünglich, d. h. in der älteren Steinzeit, die unverbrannten Leichen

der Verstorbenen bestattet. In der nachfolgenden jüngeren Steinzeit (2000 bis 1000 v. Chr.) änderte sich die Bestattungsweise insofern, als von nun an die Ueberreste verbrannter Leichen in schön geformten und reichverzierten Urnen nebst Beigabe von Steinbeilen, Messern und Pfeilspitzen aus Feuerstein, sowie Perlen und Ringen aus Bernstein beigeseht wurden.

Ein drittes Hünengrab liegt seitwärts hinter dem folgenden Kotten (Hülsmann) im Kiefernwalde. Von ihm aus erblickt man auf einer vorspringenden Anhöhe neben einem Acker das vierte Hünengrab. Malerisch von Lannen umgeben, inmitten einer fremdartigen Umgebung, bietet es ein romantisches Bild.

„Was noch stehet ihr hier, der grauen Heide Vorzeit  
Mächtige Zeugen, getürmt auf Hügeln bräunlicher Heide,  
Weit von des Tages Geräusch und des Lebens befahrenen  
Wegen?

Niemand suchet euch auf, nur flüchtig weilet der Jäger,  
Emsigen Schrittes aufsuchend das Wild, das die Heide ver-  
birget.

Auch weiß nimmer der Schäfer, von wannen ein Schauer  
ihn ankommt,

Wenn zur nächtlichen Nacht ihm folget die wollige Herde.  
Nur der Empfindsame läßt mit Seufzern reichliche Tränen  
Nieserträufeln auf euch, gar lästig mit seinem Gestöhne.

Sorge nicht, Fremdling, um uns; und sind wir von allen  
verlassen,

Einsam stehen wir nicht, bedenken auch besserer Tage,  
Nimmer vergessen uns wohl die Götter, nimmer die Helden,  
Gäste Walhallas, den Ort, wo Nuh' ihr heilig Gebein fand.  
Wenn des Wagens Gestirn mit freundlichem Lichte uns  
leuchtet,

Dann kommt Wodan zu uns, der Gott, es kommen Walhallas  
Heldenschatten zu uns, es belebt sich die nächtliche Heide.

Wenn unter Donnergeroll und wütendem Sturmesgebräuse  
Zackige Blitze erleuchten die Nacht, dann nahet sich Donars  
Reihschleudernde Faust und Gruß vom flammenden Barte,

— Ihn anfacht er aufs neu' und mächtiger bröhet der  
Donner —

Und wenn fallend der Schnee mit weißlichschimmernden  
Flocken

Deckt die Heid' und Flur: dann birgt der freundlichen Holda  
Sorgende Götterhand auch uns mit wärmender Hülle.“

(Hartmann: Die Hünengräber auf dem Giersfelde.)

Von Hof Grumfeld aus führte uns ein Sandweg auf die Straße Westerholte--Ueffeln. In  $\frac{3}{4}$  Stunde hatten wir das alte Kirchdorf Ueffeln am Gehn erreicht. Inmitten des Dorfes erhebt sich die aus dem 13. Jahrhundert stammende Dorfkirche. Ihr Südportal ist mit einem Kranz phantastischer Tiergestalten umrahmt, welche wahrscheinlich die menschlichen Leidenschaften darstellen sollen. Auch hier erinnern Steindenkmäler an längst vergangene Zeiten. An der Südseite des Friedhofes liegt der sogenannte Opferstein, ein großer Findling, der der Ueberlieferung zufolge heidnischen Kultzwecken gedient haben soll. Er soll bei einem Versuch des Trufels, mit ihm die Ueffelner Kirche zu zerstören, hierher gefallen sein. Auf einem Hofe festete ein prachtvolles Exemplar der Stechpalme (*Ilex aquifolium*) oder Hülse unsere Aufmerksamkeit. Und am Mieselsberg, der nordwestlich des Dorfes im Zwiadel der nach Neuenkirchen und Merzen führenden Chauffeen liegt, ist es wiederum ein Stringrab! Wie von Niesen aufgerichtet, erscheint uns das aus gewaltigen Findlingsblöcken errichtete Hünengrab, welches hier inmitten der summennden Heide, halbversteckt von Jungkiefern, sein verborgenes Dasein führt. Nicht weit davon befindet sich ein großer Grabhügel.

In östlicher Richtung folgten wir nun der Landstraße, die von Ueffeln nach Hefere führt. Von Birken und Kiefern eingefast, führt sie durch das Walgebiet des Gehns. Dieser — ein selbständiges Vorgebirge des Miesengebirges von circa 7 Kilomeert Länge und 3 Kilometer Breite — gehört geologisch dem oberen Jura an und erstreckt sich zwischen den Orten Bramsche, Ueffeln und Neuenkirchen. Er bildet mit seinen Nadel- und Laubwaldbeständen, den anschließenden Heiden und Mooren überaus intime Reize für den Naturfreund, der fernab von dem Hasten und Treiben der Welt einige ruhige Stunden genießen will! Da gilt es, sich oft durch unburdhringliches Unterholz zu arbeiten. Große Farnweddokolonien wechseln ab mit Stellen unberührter Urwaldschönheit.

Nicht immer war es so ruhig! Auch dies idyllische Fleckchen Erde zählte einst Zeiten, wo hier der Krieg seine Schreckensgeißel schwang, wo die stillen Waldungen von Nordgekrei widerhallten, wo die Brandfackel über manchem friedlichen Anwesen lohte. Das waren jene unruhigen Zeiten vor dem Ausbruche des 30jährigen Krieges. Wiederholt drangen spanische Kriegsvölker aus den Niederlanden in die Gelnau ein, 1591 stellten sich den Eindringlingen 800 Bauern bei Ueffeln entgegen, die aber größtenteils von den kriegsgelübten Soldnern niedergeremelt wurden.

In der Südwestseite bei Neuenkirchen wuchs in früheren Zeiten die Stechpalme, die jetzt schon stark gelichtet ist, in solcher Menge, daß der Ort den Beinamen „in Hülsen“ erhielt.

Eine wechselreiche Fernsicht, nach Südosten auf das Wiehengebirge, nach Norden auf ausgedehnte Heide- und Moorflächen, genießt man von der Höhe des Kettelsberges (108 Meter), der rechts der Straße aufsteigt. In der Nähe befindet sich (zwischen Kilometer 23,7 und Kilometer 23,3) stark von Gebüsch überwachsen rechts eine altfächische Wolkburg. Die Sage berichtet von zwei Höhlen auf „Königs Wolkburg im Gelnau“, der alten Wolkburg im Gelnau. In ihnen soll ein großer Schatz von zwei schwarzen Windhunden bewacht werden.

In einer halben Stunde hatten wir unser Ziel, die Bahnstation Hefse, erreicht und der Zug brachte uns frischgestärkt in die Mauern Osnabrücks zurück.

## Rosa Luxemburg: Briefe aus dem Gefängnis.

Wronke, den 1. 6. 1917.

... die Orchideen überhaupt kenne ich gut; in dem wundervollen Gewächshaus in Frankfurt a. M., wo eine ganze Abteilung mit ihnen angefüllt ist, habe ich sie damals nach meinem Prozeß, wo ich das Jahr gekriegt habe, mehrere Tage fleißig studiert. Ich finde, sie haben in ihrer leichten Grazie und den phantastischen, unnatürlichen Formen etwas so raffiniertes, Dekadentes. Sie wirken auf mich, wie die zierlichen, gepuderten Marquisen des Rokoko. Ich bewundere sie mit einem inneren Widerstreben und einer gewissen Unruhe, wie meiner Natur überhaupt alles Dekadente und Perverse zuwider ist. Viel mehr Freude habe ich z. B. an dem einfachen Älvenzahn, der so viel Sonne in seiner Farbe hat und so ganz wie ich dem Sonnenschein sich voll und dankbar öffnet, beim geringsten Schatten aber wieder scheu verschließt.

Was für Abende jetzt und was für Nächte! Gestern lag ein unbeschreiblicher Zauber auf allem. Der Himmel war spät nach Sonnenuntergang von leuchtender Opalfarbe mit Streifen von unbestimmter Farbe verschmiert, ganz wie eine große Palette, auf der der Maler nach fleißiger Tagesarbeit seine Pinsel mit breiter Geste abgewischt hat, um zur Ruhe zu gehen. In der Luft lag ein bischen Gewitterschwüle, eine leichte, herzbelemmende Spannung; die Sträucher standen völlig regungslos, die Nachtigall ließ sich nicht hören, aber der unerträglich „Gartenspötter“ mit dem schwarzen Köpfchen huppte noch in den Ästen herum und rief schrill. Alles schien auf etwas zu warten. Ich stand am Fenster und wartete gleichfalls, — weiß Gott auf was. Nach „Einschluf“ um sechs habe ich ja zwischen Himmel und Erde auf nichts mehr zu warten...

Wronke, den 20. Juli 1917.

Sonitscha, mein Liebling, da mein Ableben hier sich doch länger hinzieht, als ich ursprünglich annahm, sollen Sie noch einen letzten Gruß aus Wronke kriegen. Wie konnten Sie denken, ich würde Ihnen keine Briefe mehr schreiben! In meiner Gesinnung ihnen gegenüber hat sich nichts geändert, konnte sich nichts ändern. Ich schrieb nicht, weil ich Sie seit der Abreise von Ebenhausen im Trubel von tausenderlei Dingen wußte, zum Teil wohl auch, weil ich vorübergehend nicht in Stimmung war.

Daß es mit mir nach Breslau geht, wissen Sie wohl schon. Hier habe ich heute früh von meinem Gärtlein Abschied genommen. Das Wetter ist grau, stürmisch und regnerisch, am Himmel jagen zerfetzte Wolken, und doch habe ich meinen üblichen Frühspaziergang heute in vollen Zügen genossen. Ich nahm Abschied von dem gepflasterten schmalen Weg an der Mauer entlang, auf dem ich nun fast neun Monate hindurch und hergelaufen bin, in dem ich nun schon jeden Stein und jedes Unkrautlein, das zwischen den Steinen wächst, genau

kenne. An den Pflastersteinen interessieren mich die bunten Farben: rötlich, bläulich, grün, grau. Namentlich in dem langen Winter, der so sehr auf ein bißchen lebendiges Grün warten ließ, haben meine farbenhungrigen Augen sich an den Steinen ein wenig Buntheit und Anregung zu schaffen gesucht. Und jetzt im Sommer erst, da gab es zwischen den Steinen so viel Eigenartiges und Interessantes zu sehen! Hier haufen nämlich massenhaft wilde Dienen und Wespen. Sie bohren zwischen den Steinen nutzlose runde Löcher und weiter tiefe Gänge hinein, schaffen dabei die Erde von innen an die Oberfläche und sichten sie zu ganz hübschen Häuflein auf. Drinnen legen sie ihre Eier und arbeiten Wachs und wilden Honig: es ist ein beständiges Hineinschlüpfen und Herausfliegen und ich mußte beim Spazierengehen sehr aufpassen, um die unterirdischen Wohnungen nicht zu verschütten. Dann ziehen an mehreren Stellen die Ameisen quer über den Weg gerade ihre Pfade, auf denen sie beständig hin- und herlaufen, so auffallend, gradlinig, wie wenn sie den mathematischen Satz im Leibe hätten, daß die gerade Linie die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist (was zum Beispiel primitiven Völkern völlig unbekannt ist). Dann wuchert das üppigste Unkraut an der Mauer; die einen Pflänzlein schon verblüht und in Flocken zerflatternd, die anderen unermüdet weiter knospend. Dann gibt es eine ganze Generation junger Bäumchen, die in diesem Frühjahr, unter meinen Augen, auf der Erde mitten am Weg oder an der Mauer emporgesprossen sind; eine kleine Magie, offenbar von einer heruntergefallenen Schote des alten Baumes heuer aufgekeimt. Mehrere kleine Silberpappeln, gleichfalls erst seit Mai auf der Welt, aber schon im üppigen Schmelz weißgrüner Blätter, die sie im Sturme zierlich wiegen, ganz wie die alten. Wievielmals habe ich ihren Weg durchgemessen, wie Verschiedenes dabei innerlich erlebt und gedacht! Im strengen Winter, nach frischem Schneefall, habe ich oft erst mit meinen Füßen mir einen Pfad gebahnt, dabei begleitet von meiner geliebten kleinen Röhlmelze, die ich im Herbst wiederzusehen hoffte und die mich nicht mehr finden wird, wenn sie an den bekannten Futterplatz am Fenster kommt. Im März, als wir mitten unter hartem Frost ein paar Tage Tauwetter kriegten, verwandelte sich mein Weg in ein Flüsschen. Ich weiß noch, wie unter dem lauen Wind sich auf der Wasserfläche kleine Wellchen kräuselten und die Backsteine der Mauer sich darauf lebhaft und blank spiegelten. Dann kam endlich der Mai und das erste Weichen an der Mauer, das ich Ihnen schickte.

Wie ich so heute hinüber wanderte, betrachtete und sann, summte mir im Kopf immerzu der Vers von Goethe:

„Merlin der Alte im leuchtenden Grabe  
wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe...“

Sie kennen das ja weiter. Das Gedicht stand natürlich in gar keinem Zusammenhang mit meiner Stimmung und dem, was mich innerlich beschäftigte. Es war nur die Musik der Worte und der seltsame Zauber des Gedichtes, was mich in Ruhe wiegte. Ich weiß selbst nicht, woher es kommt, daß ein schönes Gedicht, besonders Goethes, bei jeder starken Erregung oder Erschütterung auf mich so tief einwirkt. Es ist schon fast eine physiologische Wirkung, als wenn ich ein köstliches Getränk mit durstenden Lippen schlürfte, das mich innerlich kühlt und Leib und Seele gesund macht. Das Gedicht aus dem westfälischen Divan, das Sie in Ihrem letzten Brief erwähnen, kenne ich nicht; schreiben Sie es mir bitte ab. Und noch eins möchte ich seit langem haben, das in meinem hiesigen Goethebändchen fehlt, „Blumengruß“. Das ist ein kleines Gedichtlein von vier bis sechs Zeilen, ich kenne es aus einem Wolffschen Lied, das unbeschreiblich schön ist. Namentlich der Schlußvers etwa so:

„Ich habe sie gepflückt  
In heißer Sehnsuchtsqual,  
Ich habe sie ans Herz gedrückt,  
Ach wohl ein tausendmal!“

Das klingt in der Musik so heilig, zart und keusch, wie ein Niederknien in stummer Anbetung. Aber ich weiß den Text nicht mehr und möchte ihn haben.

Gestern abend, so um neun, habe ich noch ein herrliches Schauspiel gehabt. Ich bemerkte von meinem Sofa aus in der Fensterscheibe den leuchtenden Reflex einer Rosafarbe, die mich überraschte, da der Himmel ganz grau war. Ich lief zum Fenster und blieb wie gebannt stehen. Auf dem völlig grauen Eimerlein des Himmels türmte sich im Osten eine große Wolke von so überirdisch schöner rosa Farbe, so allein für sich

begibt sich allein, daß sie wie ein Lächeln ausah; wie ein Gruß aus unbekannter Ferne. Ich armete wie befreit auf und streckte unwillkürlich beide Hände dem zauberhaften Bild entgegen. Wenn es solche Farben, solche Formen gibt, dann ist das Leben schön und lebenswert, nicht wahr? Ich sog mich mit brennenden Blicken fest an das leuchtende Bild und verfiel jedem rosigen Strahl aus ihm, bis ich plötzlich selbst über mich aufschauen mußte. Herrgott, der Himmel und die Wolken und die ganze Schönheit des Lebens bleiben doch nicht in Wronke, daß ich von ihnen Abschied zu nehmen brauche; nein, sie gehen mit mir fort und bleiben mit mir, wo ich auch bin und so lange ich lebe.

Bald berichte ich Ihnen von Breslau, besuchen Sie mich dort, sobald Sie können. Grüßen Sie herzlich Karl.

Ich umarme Sie vielmals. Auf Wiedersehen in meinem neunten Gefängnis.

Ihre treue Rosa.

helfe, die große Unsicherheit zu ertragen, in die jedes Nachdenken über des Menschenlebens Sinn und Bestimmung versetzt.

Tage und wochenlang wird man abgelenkt durch Geschäftigkeit und Sorge; durch die Notdurst des Erwerbes wird man hinweggetäuscht über die große Grundfrage des Seins; fast alle Menschen nehmen diese Täuschungen für das eigentliche Leben, glauben, daß die Erreichung einer Stellung, die Fürsorge für Kinder, das Lob der Mitmenschen oder reichliche Nahrung, schöne Kleider und der Besitz von Wertpapieren ihrem Dasein einen Sinn und ihnen selbst irgendeinen Wert verleihen können. In jenen stillen Stunden aber, und wenn nie eine solche gekommen wäre, dann in der letzten Stunde, die keinem erspart bleibt, da fallen diese Täuschungen ab.

Irgendeine ferne, fremde Stimme fragt dann schneidend und düster: Welchen Sinn hat dein Leben? —

Und die einzige befriedigende Antwort, die man auf diese schrecklichen Fragen finden kann, ist a m m t n u r a u s u n s e r e m W i s s e n u m d i e W e l t ."

Aus dem III. Kosmosbändchen 1923  
H. G. Franck: „Die Entdeckung der Heimat.“

„Wer nicht Naturwissenschaft als Selbstzweck betreibt als seines Lebens Beruf, der kann ja doch von seinem Naturwissen keinen höheren Lohn verlangen als den, daß es ihm



Gauobmann: Paul Hürzer, Jena, Rödtergraben 14 / Kassierer: Alfred Forbrig, Jena, Schützenstraße 73.  
Verleger: B. Oering, Jena, Rinne 4 / Ferienheim-Genossenschaft Jena, Heimstättenstraße 10.

Mit dieser Nummer der Nachrichten beschlossen wir den Jahrgang 1923. Die Mundschreiben, durch die wir mit den Ortsgruppen in Verbindung blieben, sind zu beachten. Besonders neue Funktionäre sollen alle darin besprochenen Fragen beherzigen. Wichtig ist auch, daß Ihr unsere Anschriften und die Postschonummer richtig handhabt. Noch im Februar erscheint Nr. 1, 2, 3. Jahrg. 1924 der Nachrichten. Beiträge für diese Nummern erbitten wir uns spätestens bis 15. Februar. Wo die Anzahl der Exemplare sich änderte, gebt die neuen Zahlen auch bis 15. Februar an. Nr. 4 muß wieder obligatorisch bezogen werden. Wer bis zum 20. Januar versäumte, Blätter zu bestellen, kann nicht mit Nachbestellung rechnen. Wir übersenden den Ortsgruppen die Bestellung unterließen, je 2 Exemplare. Anfragen für Nachlieferung sind unnützlich. Zahl immer bis 15. jedes ersten Quartalsmonats die Beträge für Wien und Gau voll ein. Vorkäufe sind uns immer angenehm. Bezahlt alle Rechnungen sofort.

Wir berufen die Gebietsleiter am 24. Februar 1924, früh 8 Uhr, nach Jena zur Konferenz. Tagesordnung im MS-Geb. mitgeteilt. Mitte April planen wir die Gaukonferenz in Erfurt, Halle oder Weisensfeld. Proteste gegen einen Ort erbitten wir bis 15. Februar. Die Entscheidung treffen die Gebietsleiter. Tagesordnung zur Gaukonferenz geben wir in Blatt 1/3 1924 bekannt. Delegiertenausweise gehen den Ortsgruppen rechtzeitig zu. Besprecht Wünsche und Gedanken zur Gaukonferenz. Gebt Anträge bis 24. Februar (Endtermin 10. März) bei uns ein. Wir leben in der frohen Hoffnung, den Aufbau mit allen Kräften aufzunehmen. Die elenden Verhältnisse wollten uns dücken. Wir wehrten uns und blieben oben. Nun setzt Nägel und Nägel, setzt alle Energien in die Arbeit. Dann schaffen wir's. Trotz alledem!  
„Berg frei!“ Die Gauleitung.

Die Ortsgruppe Gera zeigte eine famose Ausstellung. Ein Blatt aus dieser, den Stammbaum unserer Ziele und Aufgaben, schuf Fris Fischer (Gera) zur Postkarte um. Jeder Genosse findet in dieser Karte ein Programm für Planaufbau

und Systemarbeit. Am Stammbaum kann er sich hocharbeiten zum Ziele. Wir empfehlen den Bezug der Karte. Sie kann auch als Leitfaden für die Ortsgruppenarbeit dienen. Eine weitere Karte, der Fixsternhimmel, ist in Vorbereitung.

Mit einem feinen Märchenbuch hat Genosse Engelbert Graf die Kinderwelt beschenkt. Gerade für freigeistige Eltern ist dies Buch eine Hilfe, denn targ und dünn ist noch immer die Literatur gesät, die wir unsern Kindern bieten können. „Die Geschichte von den Eisriesen“ schildert in prächtigem Erzählerton und doch mit der E. Graf eigenen, wissenschaftlichen Gründlichkeit das Kommen und Schwanden der Eiszeiten. Prachtvoll sind die naturwissenschaftlichen und geologischen Begleitumstände, wie auch das Auftreten von Tier und Mensch gezeichnet. Die 34 Textseiten sind mit feinen Skizzen und ganzseitigen Kohlebruden ausgestattet. Es ist ein Buch, das auch Erwachsene fesselt. Fordert es bei E. Morgner, Gaubuchhandlung, Halle, an.

### Ferienheim-Genossenschaft.

Der in der letzten Vertreterversammlung gefasste Beschluß über die Erhöhung des Geschäftsanteils war praktisch nicht durchführbar. Auch entsprach er nicht den gesetzlichen Vorschriften. Der Vorstand sah sich deshalb gezwungen, den Anteil vorläufig auf zehn Goldmark festzusetzen. Endgültig entscheidet die nächste Vertreterversammlung. Wir ersuchen dringend, schnellstens Einzahlungen zu bewirken.

Zum Heimverwalter für das Ferienheim Schloß Reinhardsbrennen wurde Genosse Reimküffel in Friedrichroda gewählt. Allen übrigen Bewerbern besten Dank.

Das Finsterbacher Mischhaus bei Lambach, an der Straße Grafenhalmschen-Steigerhaus-Oberhof, ist nun endgültig dem Verfehr übergeben. Anmeldungen gehen an Karl Marquardt, Lambach-Dietzharz, Bahnhofstraße 5.

Die Abrechnungen der Zahlstellen müssen bis 10. Februar spätestens in unseren Händen sein.  
Der Vorstand.